

Stille Fahrt

Autor(en): **Benzmann, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **39 (1935-1936)**

Heft 18

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670945>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Stille Fahrt.

Ich stand an einem dunklen Meer,
Da kam vom grünen Eiland her
Ein stiller Rahn geschwommen,
Mir ward so leicht, mir ward so schwer,
Mein Herz ward aller Unrast Herr,
Der Schmerz ward mir genommen.

Still stieß das Schifflein an den Strand;
Sein Lenker winkte mit der Hand,
Er lockte wie im Traume
Und lud mich ein zum andern Land,
Das in der Ferne unbekannt
Grün glänzte aus dem Schaume.

Und ich stieg ein. Der stille Mann
Zog stumm die schwarzen Ruder an,
Wir schwammen aus dem Hafen.
Er sang ein seltsam Liedchen dann
Und nickte müde dann und wann,
Und ich bin eingeschlafen . . . Hans Benzmann.

Der Freischütz.

Von Stephan Georgi.

Während im königlichen Opernhause zu Berlin die prunkhaften Kulissen zu Gasparo Spontinis Oper „Olympia“ fortgeschafft wurden, die mit ungeheuerem Pomp in Szene gegangen war, bauten im Schauspielhause — nach dem großen Brand eben wieder hergestellt — Arbeiter ein neues Bühnenbild auf. Eine recht gruselige Gegend war es, die sie da erstehen ließen; eine nächtlich unheimliche Schlucht mit gespenstisch dunklen Bäumen, mit einem fahlen Mond, der kaltes Mattlicht auf Eulen und Raben im Baumgeäst warf.

Ein schwächtiger, blasser Mann erteilte mit umsichtigem Eifer und energischer Sicherheit wie ein Feldherr seine Kommandos an Orchester, Sänger, Bühnenarbeiter und Maschinisten, sprang da und dort korrigierend ein, jede Kleinigkeit selbst behandelnd, jede Nebensächlichkeit ins Licht rückend.

Karl Maria von Weber probte seinen „Freischütz“.

Vor dem düsteren Aufbau stand nun inmitten eines magischen Kreises ein Jägerbursche und zählte die eben gegossenen zauberhaften Bleifugeln. Allein dem hinter der Szene stehenden Choristen, der das Echo des Kugelzählens nachzuahmen hatte, mißglückte diese Aufgabe allemal im Ton. Weber hatte bereits viermal abgewinkt und wiederholt. Zum fünftenmal geschah etwas Seltsames. Da kam auf einmal ein Echo hervor, so haargenau getroffen, so täuschend ähnlich, daß alles ringsum verwundert die Köpfe hob. Im Weiterzählen wurde gar ein Widerhall daraus, der, vielfältig abklingend, von Felswand zu Fels-

wand zu springen schien, mählich dünn und fern wurde und endlich in einem ganz leisen Hauchlaut erstarb. Parbleu! Das klingt ja . . . Und flugs nahm der Dirigent daraufhin eine verbessernde Änderung in der Partitur vor.

Aber wie war das mit dem Echo? Die Sänger lachten, sie wußten: das kann nur einer. Da nahte ein Bühnenarbeiter und überreichte Weber ein Notizblatt. Verwundert las er: Ich möchte jetzt nicht weiter stören. Kommen Sie zu Lutter & Wegener. Debrient.

Wie? Debrient, der große Schauspieler Ludwig Debrient war das gewesen? Mit schmunzelndem Lächeln verwahrte Weber den Zettel in der Tasche. Dann ging die Probe weiter.

Als sie endlich, nach Stunden, abgebrochen wurde und Weber allein auf der Bühne stand, sich den Schweiß von der Stirne wischend, kam Graf von Brühl, der Generalintendant der königlichen Bühnen, hinzu. Er war es, der seit Jahren um Karl Maria von Weber und mit ihm um die Erstehung der deutschen Oper gekämpft hatte. War es ihm des ablehnenden Hofes und der Intrigen des Günstlings Spontini wegen nicht möglich gewesen, den genialen Verkünder deutscher Musik, der, ohne erkannt und gewürdigt zu werden mit einem inferioreren Kapellmeisterposten an den pedantischen Dresdener Hof gefesselt war, gänzlich nach Berlin zu ziehen, so hatte er doch nach mannigfachen Widerständen wenigstens die Aufführung des „Freischütz“ durchgesetzt, willens, neben der alles beherrschenden italienischen Oper auch die deutsche sich behaupten zu lassen. Spontini hatte diese Ankündigung wie eine